

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Von Zeit zu Zeit mußte er nach Dombach, Rechnung ablegen und Bericht erstatten. Einmal verlangte Annemarie gebieterisch, mitgenommen zu werden; sie habe dem Onkel Mißbezahl wichtiges anzuvertrauen. Belten tat ihr den Gefallen. Es war zu Anbeginn November; der Wind strich stark, dabei war Schneelust und es hingen dicke graue Wolken am Himmel. Als man im Parke von Dombach einfahren wollte, kam ihnen der Herzog entgegen, in seiner Lodenjoppe, mit einem Stiefrod und der Mante über dem Rücken. Er wollte eine Krähe schießen, wie er sagte, und war sehr verwundert, als er Annemarie unter dem Verdeck auftauchen sah. Die sprang leichtfüßig aus dem Wagen, knickte, sprach aber kein Wort ansonst, sondern begann ohne weiteres folgenden Blödsinn in deklamatorischem Tone: „Fluch Sängers des ist das, vergessen und versunken, Heldenbuch kein, Lied kein meldet Namen Königs des. Sand den durchbringt Quell kein, Schatten verstreuet Baum kein —“

„Halt!“ brüllte der Herzog. Er klappte mitten auf dem Wege seinen Stiefrod auf und ließ sich nieder, während Belten mit großen Augen und entschieden erschreckt auf die Prinzessin schaute. „Willst du mir freundlichst sagen, was das für ein wahnsinniges Kauderwelsch ist, Annemarie?“

Die Prinzessin knickte und fuhr fort: „Heideland ödes ein, Gärten duftiger statt, rings und Nacht über stürzen kann, geborsten schon diese auch —“

„Halt!“ schrie Fürst Herrfurth abermals. Er sprang auf, riß die Eisenspitze seines Stocks aus der Erde und lachte, daß es weit hin schallte. „Annemarie, komm her!“ rief er. „Komm her, fall mir schleunigst um den Hals und gib mir einen Kuß. Du bist ein Prachtmädel. An dem Geborstenen habe ich es gemerkt, das ist des Sängers Fluch von rückwärts! Hallelujah, kannst du die ganze Ballade rückwärts von der Wurzel nach oben?“

„Pracht verschwundener,“ deklamierte Annemarie, „von zeugt Säule hohe eine noch, zerstört sind Hallen die —“

„Hör auf, Mädel, es ist die Möglichkeit! Annemarie, ob schon es verrückt ist und du Besseres hättest tun können, als dir dies Kunststück einzutreiben —“

„Aber, Onkel, du wünschtest es doch!“

„Sei stille — so hast du dennoch das Rad gewonnen —“

„Onkel, ich danke dir tausendmal, ich rufe All Heil“ — das jauchzte sie in die Luft — „und um dir eine Freude zu machen, fahre ich in meiner bremsenden Deklamation fort —“

„Nein,“ schrie der Oheim, „das sollst du nicht! Es ist gut, ich glaube dir, daß du Methode in den Wahnsinn

bringst, ich glaube dir, daß du mir den ganzen Umland aus dem Hintertreffen meuchlings zu verjagen im Stande bist, ich glaube dir alles. Aber du sollst stille sein. Das Rad hast du weg.“

„Schön, Onkelchen. Wird es ein Amerikaner sein für fünfhundert Ein?“

„Du bist wohl nicht klug?“ grunzte der Herzog los. „Fünfhundert Mark für so eine Drahtspinne. Für hundert Mark wird wohl auch eins zu kriegen sein.“

„Das ist Schund,“ erklärte Annemarie. „Ich weiß Bescheid, Herr Belten auch Onkel, bleibt es bei dem Amerikaner?“

„Belten, kommen Sie!“ rief der Herzog. „Wir lassen diese freche Prinzessin von Gottes Gnaden hier stehen, wir haben mehr zu tun.“

Da war Annemarie aber schon zu Seiten des Onkels und sprach mit Pathos: „Gehört hat's Himmel der, gerufen hat's Alte der, verhaucht Luft leere in, Köcheln letztes ein wie sei —“

„Ruhe!“ schrie der grimme Oheim. Annemarie schritt weiter neben ihm her: „Getaucht Nacht ewige in, vergessen sei Name dein, Ruhms blutigen Kränzen —“

Jetzt nahm sie der Herzog beim Ohrläppchen. „Weil du es bist, Annemarie,“ sagte er. „Nur weil du es bist, Mauselkaze. Weil du eine so göttliche Unverschämtheit besitzest und eigentlich Haue verdienst. Und weil ich ein alter Dummkopf bin. Belten, bestellen Sie den Amerikaner für diese trahbürtige Maid...“

Das geschah, und ein paar Tage später traf das Rad aus Berlin ein, wohlverpackt, und Annemarie selbst schälte die stählerne Schöne aus ihrem Verbandszeug heraus und war glücklich.

Der Winter verstoß rasch. Josts Befinden besserte sich zusehends. Annemarie und Grete besuchten bei Pastor Presentius den Konfirmationsunterricht und waren viel bei einander. Von Volk aus Berlin hörte man selten etwas. Nur Otto hatte einmal an Jost geschrieben, was er neues vernommen habe. Miß Lillian Simpson war durch sachsenmeinungische Erhebung in eine Freiin von Dornach verwandelt worden. Aber zufällig gab es schon ein Adelsgeschlecht dieses Namens, das erhob feierlich Protest. Da kriegte es das Kabinett zu Sachsen-Meiningen mit der Sorge und änderte das Diplom; aus dem *ch* wurde ein *n*, aus der Baroness Dornach eine Freiin von Dornau. Die Zeitungen amüsierten sich voll liberaler Spottlust über die Buchstabenänderung, in einem Possentheater wurde ein Couplettvers über den Vorfall gesungen, der Kladderadatsch brachte ein Zeitgedicht unter dem Titel „Ach oder au, wer nimmt's so genau“. Jost räsonierte, Herzog Herrfurth lächelte boshaft, der Burgmüller hielt sich die Seiten, Belten zuckte mit den Achseln. —

Bald nach Weihnachten traf überraschende Kunde ein. Die ritterschaftliche Verwaltung von Gotternegg wurde aufgehoben. Einigen Hypothekengläubigern war gekündigt wor-

den. Der budlige Jaaksohn rannte mit rotem Kopfe umher, er rannte zu Hirsch in der Kreisstadt, dessen Geschäft der Pferdehandel war, und rannte zum alten Blumenfeld, für den der Produktmarkt keinerlei Geheimnisse hatte, und erzählte ihnen unter lebhafter Gesticulation die neueste Neuigkeit und versicherte, wahrhaftig in Gott, bar kriegt der junge Fürst ausgezahlt seine acht Millionen und mehr, und wer noch hat eine Forderung an ihn, der soll sich melden, er kriegt sein Geld mit Zinsen und Zinseszins. Der budlige Jaaksohn galt unter seinen handelnden Glaubensgenossen im Kreise für einen aufgeregten Idealisten, der alle Blumenfeld dagegen für den weisen Salomo und hatte eine gewichtige Stimme. Er schaute mit überlegenem Nadeln auf Jaaksohn herab, der vor Gemütsbewegung zitterte, und jagte kaltblütig: „Schmeie, was du da verzählst, as sull sein ä graue Reißcheit un is kaine rich, das wais ich all lange. Ich kriee' nuch ä rundes Sümmeche von Saine Dörchleucht, daß er leben möge nuch hundert Jahr, aber ich wer' mer hüten un wer' mer melden, ich wer' mer hüten und wer' drängeln, denn hätt' ich gewüllt drängeln, hätte ich all lange gedrängelt, aber ich dränge nich, nebbich. Vun selber allaine sull he mer kommen, und he werd schunft . . .“

Aber bei aller ruhigen Abgeklärtheit wuchs doch auch in dem weisen Salomo das Interesse für die neuen Vorgänge brennend. Der Rechtsanwalt Briefmeister aus Belgig ratterte auf seinem kleinen Einspiz in die Kreuz und Quere und hatte eine große Mappe mit Papieren bei sich und oben drauf eine Vollmacht des Fürsten von Gotternegg; er hatte aber auch eine große Brieftasche mit Banknoten bei sich, denn es galt, einer Anzahl von Unterpächtern zu kündigen und die Leute abzufinden, und nebenbei wurden Schulden bezahlt. Auch Blumenfeld kam an die Reihe. Er steckte die Daumen in die Aermellöcher seiner geklärten Sammetweste und sagte: „Gott, Herr Rechtsanwalt, wofu sonne Eile! Mer eilt's nich; Dörchleucht sin mer immer gewest ä fainer Kunde, wo er gehabt hat nuch nischt, un sagen Se: is mir eingefallen, daß ich habe gedrängelt? Ich habe nischt gedrängelt, ich habe gewußt, Dörchleucht sin sain, ich habe schon vor drei Jahren geprophezeit und zu Hirsch gesagt: „Hirsch, paß uff, Dörchleucht wer'n nuch emol schwer reich. Gott erhalt' n nuch hundert Jahr . . .“ Aber in die Burgmühle fuhr der Rechtsanwalt nicht. Da traf eine direkte Sendung ein, mit einer lebenswürdigen Dankzeile Vollos. „Lieber Nachbar und Burgmüller,“ schrieb er, „anbei statte ich den freundlichst geliebten Mannon mit herzlichstem Merci wieder zurück, eingedenk Sirach 29, Vers 2. Schönen Gruß für Sie, Ihre werthe Gesponsin und die nudlige Greta. Ihr Gotternegg . . .“ Das Wort „Gesponsin“ fand Frau Litbe unpassend, das Wort „nudlig“ mißfiel der Greta. „Hätte er niedlich geschrieben,“ sagte sie, „das wäre nett gewesen. Aber nudlig, das heißt wie eine Rudel so dick und rund, das ist fast beleidigend. Doch als Untertanin muß man so etwas hinnehmen . . .“ Der Burgmüller holte die Bibel vom Sims und schlug Sirach 29 auf und las den zweiten Vers: „Reihe deinem Nächsten, wenn er es bedarf; und du anderer, gib es auch wieder zur bestimmten Zeit.“ Da schmunzelte der Burgmüller; Bibelfestigkeit freute ihn immer, und sah er mit dem spartanischen Fürbringer zusammen, so flogen oft die Bitate hin und her.

Als es märzlich wurde, schlug es im Schlosse ein und traf Beyfuß. Es war kein richtiger Blis Schlag, aber ein Brief, der beinahe ebenso wirkte, ein eingeschriebener Brief, und als Beyfuß ihn gelesen hatte, bald rot, bald weiß werdend, sank er erst wie zerschmettert in seinen Lehnstuhl und sprang dann wieder empor und rief nach seiner Frau: „Auguste, es geht los, es geht los! Die Delorantene kommen, ein Baumeister, ein Innenarchitekt, ein englischer Kammerdiener, sieben Lakaien, Wagen und Pferde, auch ein Hofchef! Es geht los!“

Es ging wirklich los. Eine Invasion neuer Menschen überflutete Gotternegg. Als Spitzenreiter erschien Rechtsanwalt Briefmeister auch, bei Beyfuß mit seinem großen Portemonnaie; es handelte sich um die Unterbringung und Verpflegung aller der eintreffenden Leute; es mußte ein förmlicher Schlachtplan entworfen werden, das Schloß öffnete wieder Türen und Fenster, die Communs wurden gelüftet, die großen Tore des Marstalls und der Wagenremisen sprangen auf. Sie kamen zu hauf: es kamen ein Obergärtner mit drei Gehilfen, ein Mister Knought (Knautsch nannte ihn Beyfuß jaksantweg), ein kleiner Mensch mit großer Nase und

Kaltendraperien im hageren Gesicht, der brachte Reit- und Wagenpferde, ein paar Kutscher folgten nach, zwei Reithuechte und ein zwerghaftes Geschöpf mit einem halben Duzend krummbeiniger Fedel an der Leine; es kamen der Baumeister und der Architekt und brachten ihre Arbeiter mit und Wagen voll Mobiliar und allen möglichen Stoffen; es kam ein eleganter Mann mit englischen Akzente, der sich Mister Lennox nannte, das war der erste Kammerdiener und er hatte wiederum ein Rudel anderweitiger männlicher Bediensteten um sich; es kamen zwei Kammerzofen und eine französische Garderobenverwalterin, Madame Louison, mit ungeheuren Koffern, die kleinen Häusern glichen; es wurde mit Blöcklichkeit erstaunlich lebhaft in Gotternegg, und Frau Beyfuß rang die Hände und wußte nicht, wo sie ihren Kopf lassen sollte, während der Gemahl Gott sei dank seine alte Würde wieder fand und sein organisatorisches Talent von neuem bekunden konnte. Denn nun war er wieder der Herr Schloßintendant; Vollo hatte ihn in dieser Charge bestätigt, er sollte direkt hinter dem Hofchef rangieren, sollte sozusagen seine rechte Hand sein, und seine Frau war die Beschließerin. Es war nicht leicht, sich in dem riesigen Wirrwarr zurechtzufinden. Es war wie ein Erwachen aus einem Dornröschenschlaf, und mit eiliger Hast wurde gearbeitet. Der Baumeister ließ Maurer kommen; die Schloßfassaden wurden abgeputzt, der Sprung im Wappen über dem Portal ausgeteilt, die alten Löwen mit ihren gährenden Mäulern fortgenommen und durch Sandsteinbeden ersetzt, die mit blühenden Blumen gefüllt werden sollten. Durch das ganze Schloß ging von früh bis spät ein dröhnendes Klopfen und Hämmern; man riß die Gardinen und Portieren herab, die Stoffbelegung der Wände und Postler, Teppiche und Säuser wurden über die Treppen und Korridore gespannt, über das Parkett rasten die Bohner mit Bürsten an den Füßen und führten seltsame Pantomimen auf, ein ewiger Zugwind strich durch die Räume, Fensterhölzer zerklüft, überall lehnten Leitern, an denen geschäftige Menschen hinauf- und hinabglitten. Im Park wurde gerodet, gegraben, abgesteckt, geschnitten, gepflanzt; neue Anlagen entstanden, Rabatten und Laubengänge; die wilde Pracht mußte zierlicher Kultur weichen, über die grünüberwucherten Wege ergoß sich eine Flut von gelbem Kiesand, die Walzen knirschten, es klangen Säge und Art.

Beyfuß hatte einen schweren Stand. Es galt, die Würde zu wahren. Mister Lennox war sehr von oben herab; er befahl, er gab an, und so und so sollte es sein, er verlangte für sich selbst eine rasche Bedienung, er war anspruchsvoll und sein glattes rosiges Gesicht mit den kurzgehaltenen, im Strich auf halber Wange abgerasierten Badenbärten trug immer den Ausdruck von Ueberhebung und Hochmut zur Schau. Er radebrecte sein Deutsch; Madame Louison radebrecte das ihre auch. Frau Beyfuß war in Verzweiflung über das fremde Volk; das schrie, zeterte und schimpfte, am frühen Morgen begann der Spektakel. Die hübschen Kammerfrauen schälerten mit den Lakaien, man spielte Haschen und Greifen in den langen Korridoren und warf sich mit Bettstücken; bei den gemeinsamen Mahlzeiten herrschte ein betäubender Lärm; einmal feierte Mister Lennox seinen Geburtstag, da gab er Schaumwein zum besten, und Beyfuß wußte nicht, wo der hertam. Beyfuß stöhnte sehr viel, trotz seiner Würde. Er sollte alles wissen. Auch aus den Ställen kamen sie zu ihm. Mister Knautsch suchte in unverständlichen Lauten und verlangte die Einrichtung von zwei Paddock; Mister Lennox wollte eine neue Bibliothek haben, Madame Louison war mit den Garderoben nicht zufrieden, der Koch forderte gebieterisch einen Kostapparat System Giesecke, der koste zwar achtzehntausend Mark, aber es lohne sich. Wo bleibt der Hofchef? stöhnte Beyfuß.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Rose.

Von Ferdinand Künzelmann (Berlin).  
(Nachdruck verboten.)

Das war an dem Abend, als Susanna Mwingteede den Hauptmann Harkstedt in einer ganz stillen Hochzeit zum Manne genommen hatte. Der Hauptmann war blind und ein Krüppel aus dem Felde zurückgekommen, und es war mehr eine Deirat des Mitleids als der Liebe. . . . Am Abend dieses stillen und sonderbaren Tages saßen wir vier, fünf junge Leute, noch ziemlich spät bei einem Glase Wein und erzählten uns allerlei Geschichten von lustigen und von ernstern Hochzeiten, die wir mitgemacht, ober

von denen wir gehört hatten. Damit ging eine Stunde hin. Dann kamen wir auf den Krieg, denn zwei von uns waren im Felde gewesen, waren schwächerer als sie ausgegangen waren und hatten, als ihre hartgeschlossenen Lippen sich endlich öffneten, viel zu berichten und zu sagen.

So war wieder fast eine Stunde vergangen, und es war nicht mehr weit von Mitternacht, als Jürgen ten Brind, der Rittmeister, ein Vetter des Hauses, plötzlich den Kopf zur Tür herinstreckte, um uns zu sagen, daß er noch nicht schlafen könne. Er müsse mit uns durchaus noch eine Zigarette rauchen.

Er warf sich in einen Sessel, zog seine langen Beine wunderbar ein und machte es sich bequem. Rapenbequem, wie er es nannte. Als er hörte, daß wir vom Kriege sprachen, zog er ein Gesicht. „Wenn man ein Jahr lang draußen war, spricht man lieber vom Wetter und von den Blumen,“ sagte er. „Bislich fuhr er auf und begann, ohne sich um das Gespräch der andern zu kümmern, eine Entdeckungsreise in dem weitläufigen, halbdunklen Zimmer, das mit vielen Ecken und Winkeln, mit schönen, alten Möbelstücken aus der Großväterzeit behaglich und traulich eingerichtet war. Eine ganze Weile hatte er sich so, stumm und ganz für sich, beschäftigt. Plötzlich sagte er, irgendwo aus der Tiefe des Zimmers her, neben einem Glasstumpf liegend: „Hier liegt, in einer Schale eingefahrt, eine zertretene Rose, die noch nicht alt ist. Was bedeutet das? Rosen, die man sich aufhebt, haben immer eine Geschichte. Und nun erst gar eine zertretene Rose. Das ist schon beinahe ein Roman. Erzähl mir die Geschichte dieser Rose, Jobst.“

Jobst war der Jüngste von uns, der Herr dieses Zimmers, und ein schwächlicher, blasser, ewig kränklicher Mensch, der zu Hause geblieben war, weil Ders und Lunge ihm so viel zu schaffen machten.

Er hatte mit glänzenden Augen dageessen und hatte dem Leutnant zugehört, der viel von dem Uebergang über den großen Fluß und dem schweren Geschützfeuer des Feindes berichtete.

„Nein,“ sagte er nebenher und mit einer erschrockenen Miene, „mein, davon wollen wir lieber nicht reden. Von der Rose da hinten, mein ich. Das ist eine Geschichte, die nur für mich Sinn hat.“

„Das sind Geschichten, die es nicht gibt,“ sagte der Rittmeister, „aber wenn du nicht willst, schön. Natürlich ist es eine Liebesgeschichte. Was mit Rosen zusammenhängt, sind überhaupt immer Liebesgeschichten.“

Das Gespräch war unterbrochen, und alle sahen mit einem kleinen Lachen, halb mittelbeig, halb neugierig, zu Jobst herüber, der plötzlich den Kopf tief sinken ließ und schwer atmete.

„Mam,“ sagte der Leutnant, der gerade von den großen Mörsern gesprochen hatte, „was ist denn los?“

Jobst wandte sich ein wenig nach ihm um, suchte die Achseln und sagte leise: „Ihr glaubt mir meine Geschichte ja doch nicht. Warum also davon reden? Außerdem ist es eigentlich gar keine Geschichte, sondern höchstens, höchstens.“

Er brach ab, bedeckte die Augen mit der Hand und schauderte wie fröstelnd zusammen.

„Also was ist es?“ fragte der Rittmeister und sah gelangweilt auf die Dinge an seinen Händen. Jürgen ten Brind hatte die Gewohnheit, mit seinen Gedanken die weitesten Reisen zu machen und niemals lange bei den Gesprächen der andern zu bleiben.

„Eine Begegnung,“ sagte Jobst.

„Begegnungen können sehr nett und hübsch sein,“ sagte einer der Leutnants. „Es kommt nur darauf an, wenn man begegnet.“

„Dies war eine Begegnung mit dem Tode,“ sagte Jobst aufstehend. Dann ging er langsam mit seinen müden, gleitenden Schritten, in denen immer etwas von Unsicherheit war, tief in das Dunkel der entlegensten Ecke hinein.

Ein betretenes Schweigen antwortete ihm, verwunderte Blicke liefen hinter ihm her. Der Rittmeister machte eine kleine Bewegung mit dem Kopfe, eine sehr vieldeutige Bewegung, und schloß für einen Augenblick seine wasserklaren Augen. Dann sagte er: „Ja . . . das . . . das kommt vor . . . Erzähl uns doch davon . . . Wir sind ja nicht so schredhaft . . . Nicht wahr? Wir stehen uns ja alle mit dem Tode beinahe auf du und du . . . Und außerdem ist es oft wie eine Erleuchtung, wenn man vergleichen kann, wenn man nebeneinanderstellt, was der und jener erlebt.“

Die Offiziere wunderten sich und fragten, seit wann Jürgen an Gespenster glaube.

Der Rittmeister suchte die Achseln, lächelte verbindlich, wie es seine Gewohnheit war, und sagte: „Laßt es nur gut sein . . . Gespenster sind eine sehr schätzbare Angelegenheit . . . Das heißt, wenn man die Gabe hat, mit ihnen umzugehen.“ Und dann, schnell den Ton ändernd, wandte er sich wieder zu Jobst hinüber und sagte: „Also erzähl doch. Es ist gleich Mitternacht. Also die richtige, ordentliche und gehörige Zeit für deine Geschichte.“

Jobst kam unter dem gespannten Schweigen der andern langsam wieder in den Kreis der Lampe zurück und sagte: „Wenn ihr denn durchaus wollt, gut, dann kann ich ja erzählen. Was das war so: Ich hatte von Kindheit an einen Freund, den jungen Grafen Halgerode, mit dem ich mich besser verstand, als mit irgend einem andern. Er hatte immer Geduld mit mir, und er gab sich immer Mühe, daß er sich mir anpaßte . . . Ja . . . Das wißt ihr . . . Und ihr wißt auch, daß er hier bei uns gewesen

ist, neulich, vor drei Monaten, als er verwundet war, und daß wir ihn hier, nicht ohne Mühe, gesund gepflegt haben.“

Das wußten wir alles.

„Daß er die Zeit nicht erwarten konnte, wieder ins Feld zu kommen,“ fuhr Jobst fort, „begeistert ich auf, denn er gehörte zu den Menschen, für die Jagd und Krieg der natürlichste Zustand von der Welt sind. Ich beneidete ihn, als er wieder hinaus konnte, und war doch sehr traurig, ihn herzuziehen. Aber er lachte immer, wenn ich von schwarzen Dingen sprach, und er meinte, ihm könnte nichts geschehen. Er hätte schon mit der schweren Wunde dem Tode seinen Tribut gezahlt und hätte nun ein Vorkrecht auf ein langes, fröhliches Leben in Sonne und Licht.“

„Das glauben wir gern,“ sagte der Rittmeister. „Wie man ja überhaupt gern das Belle und Hübsche glaubt und in seinem Gedanken dem Dunkeln und Trüben aus dem Wege geht. Sofern man Kultur hat wenigstens. Und das ist es ja schließlich, worauf es ankommt.“

Wir anderen wurden ungeduldig, Jobst hatte nicht recht zugehört.

„Die letzte Zeit seines Hierseins lief wie ein Traum hin,“ fuhr er fort, „und es kam ein Morgen, an dem stand der Koffer gepackt, und es ging wieder hinaus in die Welt und in den Krieg. Er fuhr in die Stadt, an den Schnellzug. Die Schnellzüge halten in unserm Dorf ja nicht . . . Ich konnte mich nicht entschließen, ihn zu begleiten, und ich habe meinen Abschied von ihm im Hause genommen. Aber verabredet hatten wir, daß ich auf unserm Bahnhof hier gehen sollte, wenn sein Schnellzug durchfuhr . . . Dann wollten wir uns noch einmal sehen, uns noch einmal im schnellen Vorüberfliegen grüßen . . . Ja . . . Das tat ich denn auch . . . Und ein glücklicher Zufall ließ es geschehen, daß der Schnellzug auf unserem Bahnhof ein wenig langsam fahren mußte, als sonst. So konnte ich ihn deutlich erkennen, wir konnten uns ein paar Worte zurufen, und ich konnte ein paar Schritte neben dem Wagen hergehen, der ihn fortführte. Plötzlich, als der Zug wieder anfang schneller zu fahren, riß er eine Rose von der Brust, die er sich selbst am frühen Morgen geschnitten hatte, und er warf sie mir mit einem heißen Anblick seinen Augen zu. Sie fiel dicht vor meinen Füßen hin. Aber als ich mich schnell bückte, um sie aufzuheben, — da trat plötzlich ein plumper, höflicher Stiefel dicht neben meiner Hand zur Erde nieder und zermalmte die Rose. Ich sah auf, ein Fremder mit einem schmutzigen Mantel, ein Fremder mit einem grauen, grinsenden Gesicht, ein Mensch, den ich ganz gewiß zwei Augenblicke vorher noch nicht gesehen hatte, stand neben mir, grinste und sah mich mit fleischenden Zähnen an. „Warum haben sie das getan?“ fragte ich. Ein Lachen war die Antwort. Und dann sagte eine knarrende, häßliche Stimme: „Eine Rose und ein Leben — was liegt daran?“ In diesem Augenblick sah ich, daß der Zug schon seine Wiegung machte, daß er gleich hinter dem Waldchen verschwinden sein mußte, und ich lief schnell vorwärts, an dem Fremden vorbei, um den Freund noch einmal zu grüßen. Aber sein Wagen hatte die Wendung schon gemacht. Ueber dem kurzen Gespräch mit dem Mann, der seine Rose zertreten hatte, war mir der letzte Blick des Freundes verloren. . . . Ich kehrte traurig um. Der Bahnhof war leer, nur ein paar Bauernweiber waren da und sprachen mit lauten Stimmen über die Waren in ihren Körben. Mir wurde plötzlich bang und schwer zumute. Mir war, als hätte jemand nach meinem Herzen gegriffen. . . . Trotzdem gab ich mir Mühe, den Fremden zu finden, der mir so arg mitgespielt hatte. Aber niemand hatte ihn gesehen, niemand konnte mir Auskunft geben. Ich swürte, daß man mich mit sonderbaren Blicken ansah, als ich die Frauen und die Beamten nach einem Menschen fragte, den nur ich allein gesehen haben wollte. . . . Da gab ich denn das Fragen auf. . . . Aber die zertretene Rose hob ich aus dem Schmutz auf und nahm sie mit mir und legte sie dort in die Schale, wo sie jetzt noch liegt. Solange noch ein wenig Leben in ihr war, gab ich ihr Wasser, und ich pflegte sie. . . . Schließlich ist sie verdorrt. . . . Ein paar Tage dauerte das. . . . Das geht ja schnell im Sommer, wenn die Tage heiß sind. . . . Und nach acht Tagen kam denn auch die Nachricht, daß Halgerode gefallen war. . . . Irgendwo in Flandern, in seinem ersten Gefecht. Die andern glaubten, sie dürften es mir nicht sagen, aber ich merkte an ihren Mienen und an ihrem ganzen geheimnisvollen Gebaren, was geschehen war. . . . Es schlug mich auch nicht zu Boden, und es hat mich auch nicht getötet: ich war ja vorbereitet. Ich hatte nichts anderes erwartet. Es mußte so kommen.“

Jobst war im Sprechen und Erzählen langsam im Zimmer auf- und abgegangen und stand nun, als er geendigt hatte, dicht neben der Tür.

Er öffnete sie leise, sah uns mit einem Lächeln an und sagte: „Nicht wahr, ihr träumt nicht davon? Gute Nacht.“

Dann ging er, ganz leise. Sehr langsam schloß sich hinter ihm die Tür.

Wir anderen waren sehr still, sahen aneinander vorbei und tranken und rauchten, schweigsam, mit allerlei Gedanken.

Der Rittmeister war aufgestanden und hatte ein Fenster geöffnet. Draußen stand eine blaue Nacht mit vielen Sternen, mit einer schmalen Mondstichel und dem süßen, reifen Duft, den der Herbst hat.

Dann schlug die alte Uhr auf dem spitzen Turme Mitternacht. Sehr milde, sehr rein und weich zogen die zwölf Schläge dahin und hoben diese Stunde für uns alle aus dem ewigen Kreislauf der Zeit hoch empor.

Der Rittmeister wandte sich um und hatte eine sonderbare, versteinerte Miene und einen fernen, seltsamen Blick. Er lehnte langsam zu uns zurück, blieb auf halbem Wege stehen und lächelte pflichtig und sagte mit einem kleinen Seufzer und einer kleinen Bewegung seiner schönen Hand: „Ja, das ist nun einmal so, daß man eine Rose und ein Leben nicht achtet. . . . Das ist nun einmal so, weil wir blind sind.“

Und dann leerte er langsam das Glas mit rotem Wein.

### Vermischtes.

\* Der Fußfuß des Papstes. Zu den besonderen Ehrenrechten, die der Papst für sich in Anspruch nimmt, gehört der Fußfuß, ursprünglich eine orientalische, ins Abendland erst später durch die letzten römischen Kaiser eingeführte Sitte. Die Päpste verlangten ihn schon im achten Jahrhundert, und als Heinrich VI. 1191 von Cölestin III. zum Kaiser gekrönt wurde, küßten nicht nur alle seine Barone, sondern auch er selbst und seine Gemahlin die Füße des Papstes. Seit Gregor VII. wurde der Fußfuß niemandem erlassen. Die kirchliche Vorschrift hierüber findet sich in dem Ceremoniali Sacro, Libr. I. Sect. III. Cap. III. Die betreffende Stelle lautet deutsch: „Alle Sterblichen und vor allem die gläubigen Christen, welche Stellung und welchen Rang sie auch einnehmen, sind gehalten, sobald sie den Papst erblicken, in entsprechender Entfernung dreimal das Knie zu beugen und dann zu Ehren unseres Heilandes Jesus Christus, dessen Stellvertreter auf Erden er ist, seine Füße zu küssen.“ (Chr. S. 18 von D. Mayers Tractat de osculo pedum Pontificis Romani.) Mehrfach hat man diese Ehrenbezeugung als unangemessen angegriffen, und selbst Cardinal Zabattini hat seinerzeit darüber geschrieben, man solle diese Ehrfurchtsäußerung nicht übertreiben, damit es nicht den Anschein habe, als würde der Papst ebenso geehrt wie Gott. Doch haben diese Stimmen nichts geändert, und der Fußfuß wird dem Papst allgemein zugestanden. Ausgenommen von der Verpflichtung dazu sind nur regierende Fürsten und Protestanten. So war auch der englische Premierminister Asquith bei seinem jüngsten Besuch davon befreit.

\* Berühmte Spinnenfreunde. Es ist eine seltsame Tatsache, daß die Spinne, die sich im allgemeinen nicht des Wohlwollens der Menschen erfreut, doch zu jeder Zeit ihre besonderen Freunde hatte, die sich an ihrem Tun und Treiben erfreuten. So wird im „Mondo animale“ von der Vorliebe Jules Michetelets für die Spinnen erzählt. In seiner Jugend war der große Schriftsteller und Historiker Lehrling in einer Druckerei und arbeitete als solcher in einem Keller, wo er enge Freundschaft mit einer Spinne schloß. Zu einer bestimmten Stunde, wenn ein Lichtstrahl in den elenden Arbeitsraum drang und seinen Sitz erhellte, kam die achtfüßige Nachbarin von ihrem Gewebe herab, um sich bei ihm ihren Teil Sonne zu holen. Er empfing ihren vertrauensvollen Besuch, der ihm eine Abwechslung im langweiligen Einerlei der Arbeit war, stets mit großer Freude. Auch Henri Fabre, der „Damer der Insekten“, wie Maeterlinck ihn nannte, war ein besonderer Spinnenfreund. Wenn dubelte er es, daß die Tierchen sich in seinen Büchern gemütlich einrichteten, bei Sonnenschein trug er sie auf das Fensterbrett und sorgte in jeder Weise für ihr Wohlergehen.

\* Hunde als Mitkämpfer im Kriege. Bieviele die Hunde in diesem Kriege im Sanitätsdienst geleistet haben und noch leisten, wird von allen, die im Felde ihre Tätigkeit beobachtet haben, bestätigt. Weniger bekannt ist aber, wie häufig früher die Hunde als Krieger, als Mitkämpfer benutzt wurden. Schon 1121 v. Chr. hatte ein chinesischer Kaiser die Kriegstüchtigkeit der Hunde erkannt und führte nach Ueberlieferungen stets eine Liebedogge bei sich, eines jener mächtigen, kräftigen Tiere, die, wie Marco Polo berichtete, oft die Größe eines Esels erreichten. Xerxes führte nach Herodot im Krieg gegen Griechenland eine große Anzahl dieser Hunde mit sich. Und schon vor ihm hatte Darius diese starken Gefährten des Menschen in seine Dienste gestellt, indem er den Rückzug seines Heeres durch Hunde deckte. Ein Teil von ihnen verharrete auf dem verlassenen Schlachtfelde und machte durch wildes Gelläuf den Feind glauben, daß die Perser noch da seien, während diese sich schon in aller Stille zurückgezogen hatten. Bei Marathon kämpfte ein Hund in den Reihen der Griechen gegen die Perser mit; er fand den Tod und erwarb sich den Ruhm, in dem berühmten Gemälde, das die Schlacht verherrlichte, mit festgehalten zu werden. Bei den Griechen wurden die Hunde allgemein zum Bewachen von Forts und Schlachtfeldern verwandt. Besonders bekannt war die „Barnison“ der 50 Molosserhunde, die in Korinth lag und den Wachtdienst versah. Einem dieser Tiere verdiente sich durch seinen Mut und seine Aufmerksamkeit im Augenblick der Gefahr eine besondere Auszeichnung. Ihm wurde vom Staat ein silbernes Halsband mit der Inschrift „Verteidiger und Retter von Korinth“ verliehen.

### Büchertisch.

— Dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg ist zu seinem goldenen Militärdenkjubiläum die neueste Nummer 8797 (Kriegsnummer 88) der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ (Verlag J. J. Weber) in der Hauptsache gewidmet. Die Nummer eröffnet ein markiges Bildnis des deutschen Volkshelden nach einem im Hauptquartier Ost geschaffenen Gemälde des hannoverschen Künstlers Georg Bachhaus. Aus dem Leben gegriffen und darum von packender Wirkung sind auch die Bilder „Hindenburg und Ludendorff“ von Professor Hugo Vogel und „Ein Abend bei Hindenburg“ von Professor Arnold Busch, hier den Feindführer in gemütlicher Tafelrunde zeigend, dort zusammen mit seinem Generalstabschef beim Kartenstudium. Kein geringeres Interesse bieten zahlreiche unbekannte Ausnahmen aus der militärischen Laufbahn Hindenburgs, wie aus seiner Tätigkeit im Felde. Die großzügige, aus Sachkenntnis geschöpfte Würdigung Hindenburgs und seiner strategischen Großtaten stammt aus der Feder des bekannten Militärschriftstellers General der Infanterie z. D. von Janson. Eine ausgezeichnete Ergänzung dazu bieten die reizvolle Einzelheiten enthaltenden Artikel „Hindenburgs Charakterbild“ von Hans Oman und „Der Feldmarschall im Felde“ von Friedr. Verkau. Zweifelloß bildet diese Hindenburg-Nummer, die außerdem noch eine Reproduktion der Hindenburg-Büste von Professor Stanislaus Cauer, ein illustriertes Gedicht „An Hindenburg“ von Professor Theo Sommerlad und Abbildungen von Hindenburg-Erinnerungsstätten bringt, eine wertvolle Bereicherung der über den Feldmarschall bisher erschienenen Publikationen. Im übrigen enthält das Heft noch mancherlei andere interessante bildliche und textliche Beiträge.

— Weltkriegs-Bilderbuch Franzl, Michl, Mohammed. Text von Ludwig Pronold, Bilder von Albert Henselmann. Preis gebunden in Halbleinen M. 2,80. Verlag der El. Attenhofer'schen Buch- und Kunstdruckerei, Verlagsbuchhandlung, Straubing a. d. Donau (Bayern). Das Buch, für groß und klein sehr amüsant, schildert in lustigen Versen den Dergang des Weltkrieges. Wertvoll sind besonders die zahlreichen bunten Bilder des Münchener Malers Albert Henselmann, eines Schülers Angelo Jan's.

— Artur Brausewetter: „Wer die Heimat liebt wie du“. (Verlag von George Westermann, Braunschweig). Die Handlung des Romans wurzelt in der Liebe zur ostpreussischen Heimat und schildert die dortigen Verhältnisse in der Zeit des Russeneinfalles.

— F. Gräfin zu Reventlow, Der Geldkomplex, Roman. Preis gebunden 2 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Ihren Gläubigern hat die Gräfin Reventlow diesen geistreich lustigen Roman gewidmet. Wie sie in ihrem Amouresten-Büchlein „Von Paul zu Pedro“ die berühmte Liebe „nicht ernst“ nahm, so mußert sie hier das liebe Geld und die Gelüste überlegen und ohne Boje von der heiteren Seite. Der oder jener, ein abgeottener Kriegslieferant etwa, mag sich entrichten, weil diese tolle Frau nicht einmal die Heiligkeit des Geldes, des mit Bosheit geladenster aller Objekte, respektieren will. Die Mehrzahl der Deutschen aber wird innige Freude an dieser Verküpfung des goldenen Kalbes empfinden.

— Band Nr. 1057 von Kürschners Bücherschatz: „Der tote Passagier.“ Kriminal-Roman von Sven Elvestad. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Rhea Sternberg. 111 Seiten Umfang. — Preis 20 Pfennig. — Hermann Dillger Verlag, Berlin W 9, Potsdamer Straße 124/125.

— Kochbuch für die fleischlose Küche. 800 Koch-, Brat- und Backvorschriften. Von Frau Anna Barnbeck. 3. Auflage. Preis 90 Pfg. — „Größte Einfachheit — größte Wohlbedämmlichkeit!“ ist der Grundsatz des Büchleins, das auch einen Abzähl über die Kochliste enthält. Den Wert des Büchleins erhellt die Tatsache, daß seine 800 Rezepte in jahrzehntelanger, praktischer Erfahrung von der Verfasserin sorgfältig ausprobiert wurden. Der billige Preis macht es zu einem Volksbuch für weiteste Kreise.

### Arithmogryph.

- 1 2 3 4 4 8 Titel eines Buch-Verleierschen Stückes.
- 2 3 1 6 Deutsch-russische Stadt.
- 3 1 8 4 ein Tier.
- 4 3 4 4 8 Stadt in Frankreich.
- 4 6 2 2 6 spanischer Dichter.
- 5 6 5 6 1 8 3 ein Vogel.
- 6 8 1 3 2 nordische Gottheit.
- 2 6 1 6 7 schweizerischer Badeort.
- 7 3 8 1 8 nützliches Haustier.
- 8 2 4 8 ein Baum.
- 2 3 1 3 Gebirgsstock in der Schweiz.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben der Reihe nach, von oben nach unten gelesen, den Namen eines österreichischen Dichters.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Logogryphs in voriger Nummer. Main, Maine.